



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bosse, Robert: Aus der Jugendzeit : Erinnerungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lateinischen ihre auf, und bis auf unsere Tage haben zahlreiche Frauengestalten etwas von dem griechischen Typus beibehalten: schöne, regelmäßige Gesichtszüge, charakteristische griechische Nase, stolze majestätische Haltung, dunkle lebhafte Augen, schlanken Hals und ebenholzschwarzes Haar.

Dieser griechische Ursprung erklärt, warum die einheimische Bevölkerung der Provence für die gewaltigen Schönheiten der alten griechischen Tragödie viel empfänglicher ist als das Pariser Volk und überhaupt als irgend ein nördliches Publikum. Sozusagen instinktmäßig fühlen die Provenzalen in den heroischen Dramen des Sophokles oder des Euripides etwas Verwandtes, etwas, das sie an ihre Vorfahren erinnert. Nur so kann man sich erklären, wie die feierliche Aufführung antiker Dramen zu einem wahren und allgemeinen Volksfeste werden kann. Und hierin liegt auch der große Unterschied zwischen dem französischen und dem deutschen Bayreuth. Dort an der Mainstadt kommt eine aristokratische Gesellschaft zusammen, um einen einzigen Meister zu feiern. Hier in Orange haben wir wirklich ein patriotisches und nationales Volksfest, an dem alle Kinder des Landes mit Begeisterung teilnehmen können. Deshalb auf allen Wegen und Stegen das fröhliche Herbeiströmen aus allen Dorfschaften und Gehöften der umliegenden Gegend; es ist, als ob das ganze Volk seit dem Anfang des Tages auf den Beinen wäre. Bauernmädchen im schönsten Sonntagsstaat, Landleute im Kostüm ihrer heimatlichen Berge, Bürgermeister mit der breiten Trikoloreschärpe, katholische Pfarrer im schwarzen Talar, leichte Einspänner, mit fröhlichen Menschen überladene Fuhrwerke, alles eilt demselben Ziele zu, alle wollen an dem „Feste des Südens“ (la fête du midi) teilnehmen. Daher auch die feierliche Stimmung der Massen. Die Vorstellungen zu Orange sind mehr als ein hohes literarisches Fest, mehr als eine großartige Wiederbelebung der antiken Kunst. Sie sind das Fest der Provence, die Verherrlichung des Südens im Gegensatz zum Norden des Landes, sozusagen ein Sieg der Provinz über die Hauptstadt, die in der Wintersaison alles an sich zieht.



Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war! Rückert

1. Unser Familienname



Der Name Bosse wird in einer vor Jahren einmal von mir durchgesehenen Sammlung niederdeutscher Familiennamen als gleichbedeutend mit Büchse, plattdeutsch Büsse, bezeichnet. An welche Art Büchsen dabei zu denken sei, war nicht gesagt. Die Sprachforschung wird es auch schwerlich ermitteln können, ob die Familien Bosse, Busse, Basse, Bose ihren Namen auf eine Schießbüchse, Nadelbüchse, Butterbüchse, Sandbüchse oder auf welche andre Art Büchsen zurückzuführen haben. Ungemein verbreitet ist der Name Bosse in der Stadt und dem Herzogtum Braun-

schweig. In dem ehemals hannoversch-lüneburgischen Amte Mhlben liegt ein Dörfchen namens Boffe, das eine recht armfellige Sandbüchse sein soll. Ob wir damit zusammenhängen, weiß ich nicht. Ein Offizier von Boffe in Hannover hat mir aber einmal erzählt, daß nach den Überlieferungen seiner Familie alle Boffes aus dem Braunschweigischen stammten. Das ist auch mir nicht unwahrscheinlich. Unser Zweig der Familie stammt nach den Angaben meines seligen Vaters aus dem Dorfe Walbeck bei Weserlingen oder aus dem benachbarten Schöningen bei Helmstedt, und das weist also auch uns stark genug auf den braunschweigischen Ursprung hin. Die Zurückführung des Namens Boffe auf Büchse oder Büsse ist aber nicht unbefritten. Als ich im Jahre 1884 zum mündlichen Vortrag einmal mehrere Tage in Friedrichsruh war, kam das Gespräch bei Tische auch auf den Ursprung unsrer Familiennamen, und ich teilte die vermutliche Zurückführung unsers Namens Boffe auf Büchse mit. Fürst Bismarck, der sich früher mit solchen Dingen, wie er sagte, viel beschäftigt hatte, wies diese Etymologie als völlig unrichtig zurück. Er erklärte es für unzweifelhaft, daß die Namen Boffe oder Busse nichts anderes seien als vollstümliche Diminutivformen (Koseformen) des Vornamens Burghard (Borghard, Borchert), der im Volksmunde in Buse und dann weiter in Busse oder Boffe (vergleiche auch den Familiennamen Bosshard) umgewandelt sei. Diese Erklärung gefiel mir gut, wenn ich auch ihre Richtigkeit nicht kontrollieren kann. Für diese Auffassung des Fürsten Bismarck spricht aber, daß in der Geschichte des Stifts Quedlinburg ein Ritter Boffe von Dittfurth als stiftischer Lehnswasall vorkommt. Es ist wohl kaum zweifelhaft, daß Boffe hier — ursprünglich wenigstens — der Vorname gewesen ist.

2. Die Vaterstadt

Ich bin am 12. Juli 1832 in Quedlinburg geboren und am 12. August desselben Jahres in der evangelischen Markt- oder Benediktinergemeinde dort getauft worden. Die herrlich am Fuße des Unterharzes, nur eine Meile von der granitnen Pforte des Bodetals inmitten einer lieblichen und fruchtbaren Landschaft malerisch liegende, schöne alte Kaiserstadt ist mir fest an das Herz gewachsen. Ihre auf einer besondern geschichtlichen Entwicklung beruhende Art ist nicht ohne Einfluß auf mein Leben geblieben. Ich habe mich immer als Quedlinburger gefühlt, und mit dankbarer Treue werde ich meiner Vaterstadt zugetan bleiben bis ins Grab.

Quedlinburg ist eine Schöpfung König Heinrichs des Ersten, des Vogelfängers und Städtegründers. Das auf hohem Sandsteinfelsen von ihm erbaute stattliche Schloß überragt mit der schönen, großen, romanischen Kirche die vieltürmige Stadt. Heinrich und seine Gemahlin Mathilde sind in der noch heute wohl erhaltenen Krypta unter der Schloßkirche begraben, und ihre Gräber sind dort noch jetzt zu sehen. Nämlich dicht unter dem Schlosse heißt eine städtische Straße auch heute noch der Finkenherd. Nach der wenn auch nicht geschichtlich beglaubigten, so doch auch nicht widerlegten Sage soll hier der Ort gewesen sein, wo Herzog Eberhard von Franken, der Bruder des Königs Konrad, dem Sachsenherzoge Heinrich, den er beim Vogelfang in der Nähe des Harzes traf, die Nachricht von dessen Wahl zum deutschen König überbracht hat. Geschichtlich unterliegt es keinem Zweifel, daß Heinrich auf Veranlassung seiner Gemahlin neben der Burg über dem Dorfe Dittlingen an der Bode ein Kloster oder Stift gegründet und „begiftet“ hat, dessen Glieder, Frauen aus edeln Geschlechtern, dort, frei von strengern Klostergeboten, ihren Unterhalt finden und dabei die Freiheit haben sollten, das Stift wieder zu verlassen und sogar, wenn es ihnen beliebte, zu heiraten. Unter den Ottonen wurde dieses Stift weiter ausgebaut und reich dotiert. Schon Otto der Große erklärte diese Stiftung urkundlich für ein freies, dem Kaiser unmittelbar unterworfnies Stift, dessen Kapitularinnen die Freiheit hatten, sich ihre Äbtissin selbst zu wählen, und zwar so, daß diese niemand als dem Kaiser selbst und dessen Nachfolgern zu gehorchen hatte und kein König oder Bischof irgend eine persönliche Leistung von ihr sollte fordern dürfen. Daraus entwickelte sich dann

allmählich das freie, weltliche Reichsstift Quedlinburg mit der vollen, nur dem Kaiser unterworfenen Souveränität nicht nur über die Stadt, sondern auch über das dazu gehörende, zu Zeiten recht beträchtliche Gebiet. So wurde aus dem Stift ein — zuletzt freilich nicht viel mehr als zwei Quadratmeilen umfassender — deutscher Kleinstaat mit einer höchst eigentümlichen Verfassung und Entwicklung. Das Stift gehörte, obwohl ursprünglich unzweifelhaft niedersächsisch, zum obersächsischen Kreise. Seine Äbtissin war eine unmittelbare Reichsfürstin und hatte Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Es hat bis zum Jahre 1803 bestanden. Früher stand es unter kurzsächsischer, seit 1698 unter kurbrandenburgischer und sodann unter preussischer Schutzherrschaft, bis es infolge des Friedens von Luneville (1801) und des Reichsdeputationshauptschlusses (1803) seine reichsunmittelbare Selbständigkeit verlor und unter die unmittelbare Herrschaft Preußens kam. Mein Vater hatte die letzte Äbtissin Sophie Albertine, eine königlich schwedische Prinzessin aus dem Hause Wasa, noch gekannt. Diese, eine Tochter der Prinzessin Luise Ulrike von Preußen, einer Schwester Friedrichs des Großen, hatte sich in Quedlinburg die Liebe ihrer Untertanen in hohem Grade erworben, und als sie im Jahre 1803 Quedlinburg für immer verließ, um nach Stockholm zurückzukehren, war der Abschied von ihr rührend und tränenreich gewesen. Sie ist im Jahre 1829 in Stockholm gestorben. Als ich mich im Jahre 1858 in Stockholm aufhielt, wurde mir dort, nahe bei der Nordbrücke, ihr stattlicher Palast gezeigt, und nie bin ich dort ohne das Gefühl eines gewissen heimatlischen Zusammenhangs mit diesem Hause vorübergegangen. Merkwürdig, wie weit in die Welt hinaus solche heimatlische Beziehungen reichen können. Zur Zeit der Chicagoer Weltausstellung im Jahre 1893 traf ein Bekannter von mir vor dem Eingange zum Yellowstonepark in Wyoming, also im fernen Westen von Nordamerika, einen deutschen Mann, der dort mit allerhand Naturmerkwürdigkeiten und Andenken aus dem berühmten Nationalpark handelte und sich als einen Quedlinburger, namens Otto Schmidt, zu erkennen gab. Das hatte zu einem Gespräch über Quedlinburg und auch über mich und mein Ergehen geführt. Dieser Otto Schmidt, der Sohn eines ehrsamten Quedlinburger Glasermeisters, war vor fast sechzig Jahren mit mir in unsrer Vaterstadt in die Volksschule gegangen. Er sandte mir, seinem alten Schul- und Spielkameraden, über das große Wasser hinüber herzliche Grüße.

Natürlich spielte das stolze Kaisererschloß in Quedlinburg mit den sich daran anknüpfenden geschichtlichen Erinnerungen, die in den Bürgerhäusern der Stadt lebendig waren, auch bei der heranwachsenden Jugend eine große Rolle. Ebenso, vielleicht noch mehr die Zeit, in der die Stadt zum Bunde der Hanse gehört und sich durch die Mannhaftigkeit und den Unabhängigkeits Sinn ihrer Bürger hervorgetan hatte. Namentlich aber war es die Fehde, oder wie sich die alten Chroniken ausdrücken, der Krieg, den die Quedlinburger Bürger im Bunde mit den Nachbarstädten Halberstadt und Aschersleben im vierzehnten Jahrhundert gegen die von der Äbtissin Jutta mit der Vogtei oder Schutzherrschaft über die Stadt beliehenen Grafen von Reinstein (Regenstein) geführt hatten. In diesem Kriege hatten die tapfern Quedlinburger Bürger gegen den sein Schutrecht arg mißbrauchenden Grafen Albert von Reinstein schließlich obgesiegt und den Grafen in dem sumpfigen Terrain am Hackelteiche hinter der Bockshornschanze — die Quedlinburger sprechen diesen Namen aus: Boroehrenschanze — auf dem Wege nach der ihm gehörenden Gersdorfer Burg im Jahre 1336 gefangen, ihn in die Stadt geschleppt und dort auf dem Rathause in einem aus starken eichenen Bohlen eigens dazu gezimmerten, kleiderschrankartigen Kasten zwanzig Monate lang gefangen gehalten, ihm den Prozeß gemacht und ihn zum Tode verurteilt. Dieses Todesurteil war vom Kaiser bestätigt worden. Das Tuch war schon beschafft, auf dem der Graf gerichtet werden sollte, und das Schafott im Felde vor der Stadt hergestellt, als am 20. März 1338, wahrscheinlich dem zur Hinrichtung bestimmten Tage, der Graf in letzter Stunde sich dazu verstand, in feierlichen Reversen die Rechte der Stadt und der Äbtissin

Grenzboten III 1903

anzuerkennen, Urfehde zu schwören und die Mauern der Stadt durch die Erbauung von sieben Türmen zu verbessern. Diese Türme stehen der Mehrzahl nach, wenn nicht alle, noch heute, und der alte Kasten, worin der Graf geschmachtet hatte, ist noch jetzt auf dem Rathausboden. Man kann sich denken, welchen Zauber die Erinnerung an jene Zeit auf die Duedlinburger Jugend ausübte. Wie oft haben wir als Jungen auf dem alten Rathausboden mit den Söhnen des Marktmeisters, der zugleich Rathauskastellan war, oder auch draußen an der Bockshornschanze und am Hackelteich „Albert von Reinstein“ gespielt! Mein Landsmann, der Dichter Julius Wolff, hat diesen Grafen Albert von Reinstein zum Helden seines bekannten historischen Romans „Der Raubgraf“ gemacht und damit dieser Episode in der Geschichte unsrer Vaterstadt ein schönes und rühmliches Denkmal gesetzt.

Dem Schlosse unmittelbar gegenüber, hart an der Stadt, liegt der Münzenberg (Mons Sion), ein schroff abfallender Bergkegel, auf dessen Spitze in alter Zeit gleichfalls ein Frauenkloster, das Marienkloster, gestanden hat. Bis auf ganz wenige dürftige Mauerreste ist dieses Kloster längst verschwunden. Jetzt ist an seine Stelle ein Komplex kleiner Wohnhäuser, eine Art Straße, zu der man in meiner Jugendzeit auf einer steilen, wohl über hundert Stufen zählenden Treppe hinaufstieg. Der Münzenberg war dazumal einigermassen verrufen. Es wohnten dort nur arme Leute, und wie man sagte, nicht ganz ehrliche. Man erzählte sich, daß, wenn auf dem Münzenberge ein Kind geboren würde, der Vater es zum Fenster hinaushalte und sage: Das alles, was du da unten siehst, gehört dir; nur darfst du dich nicht fassen lassen. Das war eine Schmutze, die man erzählte, ohne sie zu glauben. Wichtig war nur, daß dort oben auch eine Anzahl anrüchiger Leute wohnte. Die Eltern sahen es deshalb nicht gern, daß wir auf den Münzenberg gingen. Wir aber gingen gern hinauf; denn die kleinen Häuschen nahmen sich oben ganz nett und ziemlich sauber aus, und die Aussicht von oben auf das Schloß, die Stadt, deren nächste Umgebungen und weiter hinaus auf die langgestreckten, blauen Harzberge war unvergleichlich schön.

Die Umgebung der Stadt ist von großer landschaftlicher Schönheit. An den Münzenberg schließt sich im Südwesten der Osterberg, auf dessen Gipfel die Oster- und die Johannisfeuer abgebrannt wurden, und an diesen langgestreckt in der Richtung nach dem Regensteine zu der Langeberg. Auch im Norden war die Stadt von Bergen umgeben. Da lagen der Galgenberg, offenbar die frühere Richtstätte, und der Kanonenberg, auf dem bis zum Ende der stiftischen Zeit die Lärmkanone gestanden hatte. Sie wurde gelöst, wenn von der preussischen Garnison Soldaten desertiert waren. Die Ärmsten mußten, wenn sie eingefangen wurden, zur Strafe Spießruten laufen. Mein Vater hatte auch diese entsetzliche Prozedur noch gesehen, bei der der Delinquent, bevor er seinen Marsch durch die Gasse seiner Spalterbildenden und mit Weibengerten auf seinen entblößten Rücken schlagenden Kameraden antrat, eine Bleikugel in den Mund gesteckt erhielt, um darauf seinen Schmerz zu verbeißen. Der Kanonenberg wurde hoch überragt durch die Kuppe der Hamwarte, und hinter dieser lag der poetische Ruckdickswinkel, ein einsamer mit Schlehdornbüschen und wilden Rosen bestandener, blumenreicher Rasenfeld mitten im Felde. Mein Vater besaß dort oben ein Ackerstück, und an schönen Sonntagnachmittagen wanderten wir im Frühling oder Sommer mit ihm hinauf in diesen Winkel idyllischer Feldesamkeit, um uns am Stande der Saaten und an der schönen Aussicht zu erfreuen. Im Osten der Stadt schloß sich an die Bockshornschanze der Bleicheberg, auf dem jetzt inmitten schöner Anlagen ein Bismarkturm steht. Jenseits der Bode hinter dem kleinen Lustwäldchen der frühern Abtissinnen, der Brühl genannt, erhob sich die jetzt mit Wald angeschonte Altenburg, ein mit einem Wartturm gekrönter, mächtiger Sandsteinhügel mit einer Reihe großer und tiefer, saalartiger Höhlen. Für uns Jungen die erwünschtesten Spielplätze, namentlich wenn wir mit Fackeln in die geheimnisvolle Tiefe der Gänge und Sandsteinhöhlen ein-

dringen konnten. Rings um die Stadt zog sich ein Kranz großer, blühender Gärten, zu denen die alten allmählich in Gärten verwandelten Stadtgräben gehörten. Dazu die mitten durch die Stadt fließende Bode mit ihren zahlreichen Mühlen, während ein anderer Arm des Flusses in weitem Bogen die Stadt umfloss. Und endlich die Nähe des schönen Harzes, und vor diesem die gigantischen Geshiebe der sogenannten Teufelsmauer. Man kann sich in der Tat kaum eine Landschaft denken, deren natürlicher Zauber stärker auf das Gemüt der Jugend wirken könnte als diese.

Bald nach dem Aufhören des stiftischen Kleinstaats war die französische Invasion gekommen. Quedlinburg war dem neuen Königreich Westfalen einverleibt worden, und die Regierung des Königs Jerôme hatte nichts eiligeres zu tun gehabt, als die reichen Stiftsgüter zu parzellieren und sie einzeln gegen bares Geld zu verkaufen. In Quedlinburg hatte sich unter den stiftischen Zoll- und Steuerverhältnissen die Branntweimbrennerei zu einem blühenden Industriezweig entwickelt. Fast in jedem fünften Hause war damals eine Brennerei. Neben dieser Spiritusindustrie bestanden einige Tuchfabriken, und an der die Stadt durchfließenden Bode hatten sich Gerbereien und Färbereien etabliert. Zahlreiche große Mühlen innerhalb und außerhalb der Stadt machten gute Geschäfte, und so erklärt es sich, daß die meist Ackerbau treibenden Bürger durchschnittlich zu Wohlstand gekommen waren, und daß Quedlinburg nicht ohne Grund weit und breit als eine reiche Stadt galt. Als die westfälische Regierung die Stiftsgüter verkaufte, nahmen die Bürger, was sie an barem Gelde irgend flüssig machen konnten, und kauften damit die früher stiftischen Gärten, Güter und Acker zu wahren Spottpreisen. Auch mein Großvater hatte auf diese Weise in der Quedlinburger und der benachbarten, gleichfalls stiftisch gewesenen Dittfurter Feldmark einen ansehnlichen Grundbesitz erworben. Während der Kriegzeiten florirte begreiflicherweise das Brennereigeschäft, und so gelang es den Bürgern, den Besitz ihrer der westfälischen Regierung abgekauften Grundstücke während der Kriegs- und der danach folgenden knappen Jahre zu halten. Nach den Befreiungskriegen wurde Quedlinburg wieder preussisch. Die preussische Regierung erkannte die Verkäufe der Stiftsgüter als gültig an, der Wert des Grundbesitzes stieg später ganz bedeutend, und so geschah es, daß eine Anzahl Quedlinburger Bürgerfamilien zu sehr beträchtlichem Wohlstande gelangte. Das gilt auch von meinem Großvater Johann Andreas Boffe.

Man sollte meinen, die Quedlinburger hätten hiernach allen Grund gehabt, gut preussisch zu sein. Jetzt sind sie es auch, und offiziell waren sie es auch in meiner Jugendzeit. Es ist mir aber, als ich ein Knabe war, oft genug aufgefallen, wie kühl die Quedlinburger Bürger, wenn sie unter sich waren, den preussischen Verhältnissen gegenüberstanden. Für sie war die gute alte Zeit die stiftische Zeit. Wenn sie davon erzählten, wurden sie warm und konnten sogar begeisterte Worte finden. Erklärlich genug. Leute mit einigermaßen engem Gesichtskreise kommen immer wieder darauf zurück, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu überschätzen. Das ist und war bei den Verhältnissen Quedlinburgs psychologisch ganz verständlich. Die Strammheit des preussischen Dienstes, ein gewisses Maß bureaukratischer Rücksichtslosigkeit, die preussischen Steuerverhältnisse, das alles wich von der bequemen und mit einem starken bürgerlichen Selbstbewußtsein empfundenen Behaglichkeit der stiftischen Zeit nicht wenig ab. Bürgermeister und Rat hatten der Äbtissin gegenüber von jeher ein nicht geringes Maß von Selbständigkeit beansprucht und auch durchgesetzt. Sie hatten das alles als einen aparten Vorzug, als eine Art Würde empfunden, die sie vor den Nachbarstädten voraus hatten. Und wenn das auch im achtzehnten Jahrhundert nur noch wenig materielle Bedeutung gehabt haben mag, so hatten sich doch gewisse Formen erhalten, die an die alte Bürgerherrlichkeit erinnerten. Schon daß Bürgermeister und Rat zu der fürstlichen Landesherrin in einem unmittelbaren Verhältnis standen, daß diese mit der Präpstin, Dekanessin und deren Damen in der Stadt lebten und verkehrten,

daß die Bürgerschaft bei den großen Festlichkeiten auf dem Schlosse gewisse Ehrendienste tat, war etwas Absonderliches, was andre Städte nicht hatten. Der regierende Bürgermeister war zur stiftischen Zeit mit der Würde eines großen Herrn aufgetreten. Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ging er zum und vom Rathause auf dem breiten Stein in der Mitte der Straße, von zwei „Viktoren“ begleitet, die für ihn Platz schafften. Ich selbst habe als Kind von ältern Bürgern erzählen hören, wie stattlich es sich ausgenommen habe, wenn der altstädtische Bürgermeister Christian Georg Schwalbe mit Perücke und großem spanischem Rohr durch die Straßen der Stadt stolzirt sei und die Viktoren vor ihm her gerufen hätten:

Gaht op de Halbe,^{*)}

Jetzt kommt der Borgemeester Schwalbe!

Mit dieser burgemeisterlichen Herrlichkeit war es natürlich zur preußischen Zeit vorbei. Immerhin ruhte auch in meiner Kindheit noch ein Abglanz dieser hoheitsvollen Würde auf dem „Herrn Bürgermeister.“ Ich habe den letzten stiftischen, altstädtischen Bürgermeister, Schwalbes Nachfolger, namens Donndorf, der zur westfälischen Zeit „Maire“ und zur preußischen einziger Bürgermeister der Stadt geblieben war, noch gekannt. Er war ein kleiner, freundlicher, höchst würdiger Herr, der nie anders als in hohem Hut und blauem Frack mit gelben Knöpfen ausging. Dabei trug er ein spanisches Rohr mit goldnem Knopf. Dann blieben die Leute stehn und grüßten ihn ehrerbietig. Wir Kinder aber gingen an ihn heran und gaben ihm voll Ehrfurcht die Hand. Er hatte dabei immer kleine neue Kupfermünzen, Pfennige oder Dreier, in der Tasche, die er an die Kinder, die ihn artig begrüßten, verteilte. Wir hatten einen unbeschreiblich großen Respekt vor dem weißhaarigen alten Herrn.

Daß sich die ältere Generation der Bürgerschaft mit der preußischen Herrschaft nur langsam und nicht ohne inneres Widerstreben befreundete, hing überdies damit zusammen, daß man sich in Quedlinburg ungeachtet der preußischen Schutzherrschaft früher niemals als preußisch, sondern ausschließlich als stiftisch angesehen und gefühlt hatte. Gegen das preußische Wesen hatte man sich gewehrt, und man hatte sich daran gewöhnt, die preußischen Einrichtungen scharf und ganz ungeniert zu kritisieren. Man hatte sich nach außen hin abgeschlossen, und in dieser duodezstaatlichen Atmosphäre hatte sich, genährt durch die wirtschaftlich günstigen Verhältnisse, ein engherziger, in gewissem Sinne hochmütiger, kleinstaatlicher und kleinstädtischer Lokalpatriotismus ausgebildet, der sehr geneigt war, alles, was „draußen“ passierte, mit einer nicht immer berechtigten Geringschätzung zu betrachten und die eigne Persönlichkeit mit großer Rücksichtslosigkeit zur Geltung zu bringen. Darauf wird es wohl zurückzuführen sein, daß die Quedlinburger bei ihren Nachbarn im Geruch einer sehr naturwüchsigen, massiven Grobheit standen. In der Tat gab es in meiner Vaterstadt eine ganze Reihe höchst eigner, grobkörniger Originale, deren zum Teil witzige, ungeleckte Derbheit alles überstieg, was einem anderwärts von ähnlicher Art begegnete. Von diesen alten, originellen, groben Quedlinburger Bürgern zirkulierten in meiner Jugend eine Menge höchst amüsanten Geschichten. Sie sind aber meist allzu drastisch, als daß sie sich hier wiedergeben ließen. Immerhin herrschte durchschnittlich in den Bürgerhäusern ein guter, höflicher und sogar feiner Ton, und auf gute, anständige Umgangsformen wurde mit Strenge gehalten. Vielleicht war das doch auch ein Nachklang der ehemaligen Verührung zahlreicher, besser situierter Bürgerfamilien mit den das Stift regierenden Damen, oder wie man sich in Quedlinburg ausdrückte, „mit dem Schlosse.“

3. Das Großelternhaus

Die Nachrichten über die Geschichte unsrer Familie sind zu meinem Leidwesen recht dürftig. Das Wenige, was ich davon habe ermitteln können, beruht

^{*)} Auf die Halbe, d. h. zur Seite.

wesentlich auf mündlicher Überlieferung und reicht nicht über das erste Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zurück.

Mein Urgroßvater Johann Ernst Boffe ist in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von Walbeck bei Weserlingen aus als Böttchermeister in Quedlinburg eingewandert. Er erwarb dort ein Haus, betrieb sein Handwerk und ist, 79 Jahre alt, im Jahre 1792 an der Brustwassersucht gestorben. Mein Vater war damals zwar erst fünf Jahre alt, hing aber an seinem Großvater mit besonderer Liebe. Er behauptete, daß er selbst mehr nach diesem Großvater als nach seinem Vater geartet sei, und war, als er noch kerngesund war, überzeugt, daß er wie sein Großvater einmal an Brustwassersucht sterben werde. Merkwürdigerweise hat sich diese Annahme auch erfüllt.

Mein Großvater Johann Andreas Boffe war am 3. Februar 1754 geboren und ist im Jahre 1836 im Alter von 82 Jahren infolge eines Schlagflusses gestorben. Ich entsinne mich nur noch dunkel seiner großen, hageren Gestalt. Auch er war ursprünglich Böttchermeister gewesen und muß schon als solcher, also auf dem goldenen Boden des ehrsamten Handwerks, zu einigem Wohlstande gelangt sein. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts verkaufte er sein bescheidenes Haus mit der Böttcherwerkstatt und erwarb das nahe dabei an der Ecke des Ringes dicht an der Vode liegende große und mit weitläufigen Nebengebäuden versehene Haus, worin ich geboren bin. In diesem Gehöft betrieb er eine nach damaligen Verhältnissen schwunghafte Brennerei. Das Brennereigewerbe in Verbindung mit einer ausgedehnten Viehmastung und einer in mäßigen Grenzen gehaltenen Landwirtschaft muß damals sehr einträglich gewesen sein. Es entwickelte sich in Quedlinburg zu einer ganz auffälligen Blüte. Dies hing ohne Zweifel mit den stiftischen Steuer- und Zollverhältnissen zusammen. Sie waren weit günstiger als in den benachbarten unmittelbar preussischen, anhaltischen, braunschweigischen und hannoverschen Gebieten. Nach diesen hin hatte die Quedlinburger Produktion einen flotten Absatz. Überdies muß an der nahen braunschweigischen und anhaltischen Grenze ein starker und einträglichlicher Schmuggelverkehr bestanden haben. Über dessen Einzelheiten waren noch in meiner Jugendzeit, nachdem der Schmuggel an den Landesgrenzen durch den Zollverein längst sein Ende gefunden hatte, die abenteuerlichsten Schauer- geschichten im Schwange. Genug, das Brennereigeschäft meines Großvaters prosperierte in hohem Grade. Das spätere ungewöhnliche Anwachsen seines Wohlstands verdankte er jedoch hauptsächlich wohl den schon erwähnten Erwerbungen aus den westfälischen Domänenverkäufen.

Mein Großvater war verheiratet mit Anna Rebekka gebornen Frize. Von beiden existieren noch gute Pastellbilder aus dem Jahre 1807. Danach hatte der Großvater ein scharf ausgeprägtes, kluges Gesicht. Hell und mit unverkennbarem Humor blickt sein blaues Auge in die Welt. Die Großmutter erscheint als eine stattliche, noch immer anmutige Frau mit freundlichen, einnehmenden Zügen. Ihr rundes, charakteristisches Kinn findet sich bei der großen Zahl ihrer Enkel und Enkelinnen wieder, sodaß wir, die Kinder ihrer Söhne und Töchter, sehr oft auf unsre Ähnlichkeit untereinander angerebet und für Geschwister gehalten wurden, obwohl wir nur Vettern und Nissen waren. Das schöne, braunseidne Kleid mit erhaben eingewirkten, kleinen Blumensträußen, worin meine Großmutter sich hat malen lassen, besitze ich noch heute. Es kam sich noch jetzt, nach fast hundert Jahren, sehen lassen und ist tadellos erhalten. Die heutigen Damenkleider werden schwerlich von derselben Haltbarkeit sein.

Meine Großeltern hinterließen fünf Kinder, zwei Söhne und drei Töchter. Eine von diesen war die Gattin des Kaufmanns Ludwig Adolf Kramer. Er besaß am Markt ein stattliches Haus, dessen erstes Stockwerk die Großeltern bewohnten, nachdem mein Vater das Haus am Ringe mit der Brennerei im Jahre 1819 übernommen und der Großvater sich zur Ruhe gesetzt hatte. Es gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, daß ich als zwei- oder dreijähriger Knabe von den Fenstern

der Wohnung der Großeltern aus den damals berühmten Seiltänzer Kolter gesehen habe. Dem Kramerschen Hause gegenüber lag auf der andern Seite des Markts der städtische Ratskeller. Aus einer Dachluke des Ratskellergebäudes war ein Seil in beträchtlicher Höhe quer über den Markt gespannt und auf dem Boden eines der gegenüberliegenden Häuser befestigt. Auf diesem Seil überschritt Kolter mit einer langen Balancierstange den Markt. Sein größtes Kunststück aber war, daß er aus dem Dachbodenfenster des Rathhauses eine zu diesem Zweck besonders konstruierte Schieblarre mit einem vergitterten Kasten auf dem Seile vor sich herschob, in der Mitte des Seiles Halt machte, den Kasten öffnete und damit einer Anzahl Tauben die Freiheit gab, die lustig davonflogen. Bei dieser Gelegenheit wurden wir bei unserm Großvater mit Kaffee und Pfannkuchen, die man in Quedlinburg Brillen nennt, bewirtet.

Von den Geschwistern meines Vaters besaß sein älterer Bruder Ernst gleichfalls eine Brennerei in Quedlinburg, und zwar am Finkenherde. Er ist früh gestorben und hat nur einen Sohn, Karl Boffe, hinterlassen. Dieser besaß den ehemaligen großen Propsteigarten vor dem Neuweger Tor. Er war einer der ersten, die damals die nachher zu großer Blüte gelangte Kunst- und Handelsgärtnerei in großem Umfange betrieben. Die drei Schwestern meines Vaters waren sämtlich in Quedlinburg verheiratet und lebten in solidem Wohlstande. Die älteste, Elisabeth, war die Gattin des Kaufmanns Kohlmann, eine strenge, aber untadlige, kluge Frau. Ihr Rat gab in allen Familienangelegenheiten den Ausschlag. Die zweite war die schon erwähnte Gattin des Schnittwarenhändlers Kramer am Markt, eine feine, wohl allzu zartbesaitete Frau. Sie hat sich nach der Erzählung meines Vaters darüber zu Tode geграämt, daß ihr übrigens trefflicher Mann Freimaurer geworden und dadurch genötigt gewesen sei, ein Geheimnis vor ihr zu haben. Die dritte war an den Weißgerbereibesitzer Ernst Ahlmann verheiratet. Sie steht mir als eine kleine, liebevolle Matrone vor Augen. Sie beschenkte uns Kinder, wenn wir mit einer Bestellung zu ihr kamen, regelmäßig mit den herrlichsten Äpfeln und Birnen, die sie in ihrem an der Bode gelegnen Hausgarten in Fülle erntete. Sie las mit Vorliebe Klopstocks Messias und schrieb sich lange Stellen daraus ab. Ich hatte aber immer den Eindruck, daß sie sich unter dem Druck ihres wortkargen, mürrischen, ja finstern Mannes nicht recht glücklich fühlte.

Die Geschwister meines Vaters und dieser hielten untereinander gute Freundschaft. Die Großeltern wurden von ihnen respektvoll noch mit Sie angeredet. Untereinander redeten sich die Schwäger mit „Herr Bruder“ an, obwohl sie sich duzten. Sie besuchten sich von Zeit zu Zeit, um Rat miteinander zu pflegen. Einen eigentlich geselligen Familienverkehr untereinander aber hatten sie nicht. Ich entsinne mich nicht, daß diese unsre nächsten Tanten und deren Männer jemals festlich bei uns gegessen hätten. Das war nicht Mode, mag aber auch an den eigentümlichen Verhältnissen meines Vaterhauses gelegen haben, die meinen Vater der Geselligkeit entfremdeten.

Zweifelloos gehörte mein Großvater zu den angesehensten Bürgern der Stadt. Auch seine Kinder hatten sämtlich einen untadligen, guten Namen. Um ihre Häuser schwebte ein Hauch unantastbarer, bürgerlicher Solidität.

4. Das Elternhaus

Mein Vater war am 17. April 1787 geboren. Er war ein stattlicher, kerngesunder Mann, freundlichen und wohlgebildeten Angeichts, mit blauen Augen und vollem, natürlich gelocktem, dunkeln Haar, das er in seiner ganzen Fülle fast ohne einen Schimmer von grau mit ins Grab genommen hat. Seine Haltung war gerade, sein Wesen offen und herzugewinnend, sein Gang schnell und sicher. In seinen Bewegungen lebhaft, ließ er sich gleichwohl in seiner äußern Haltung niemals gehn.

Er war streng in seinen Grundsätzen, mild in seinem Urtheil über andre, sehr schlicht und einfach in seiner Lebensweise, von kirchlicher, aber der Zeit entsprechend rationalistischer Gesinnung. Diese gewann erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens eine positivere Gestalt. Er ging gern und fleißig zur Kirche. Der Predigt folgte er mit Aufmerksamkeit, und er wußte ihren wesentlichen Inhalt mit sicherer Geläufigkeit wiederzugeben. Er respektierte die Obrigkeit und die ihm zunächst stehende Autorität, den Landrat, den Bürgermeister, die Geistlichen und namentlich die Lehrer seiner Kinder. Politisch war er seiner innersten Neigung nach liberal. Nicht immer konsequent in liberalen Anschauungen, aber doch immer geneigt, einem gesunden Fortschritt zu huldigen, neue Ideen, die er als gut erkannte, zu acceptieren. Vor dem Alten und Hergebrachten hatte er, nur weil es das Herkömmliche war, wenig, und wie ich glauben möchte, zuweilen wohl etwas zu wenig Respekt. Gleichwohl schützten ihn die ungemeine Solidität seiner Persönlichkeit und sein gesunder Menschenverstand vor Neuerungsucht und unpraktischen Experimenten. Er war gar nicht philiströs und konnte sich bei heiterer Laune auch wohl einmal über die kleinliche Philisterei höher stehender Personen in seiner harmlosen Weise belustigen. Er war ein Mann der guten Sitte und der bürgerlichen Ordnung, aber von dem spezifisch preussischen Sinn, wie er sich namentlich seit dem Jahre 1848 — oft vielleicht etwas gar zu anspruchsvoll und aufdringlich — geltend machte, hielt er nicht viel. Über unsre preussischen Könige, von Friedrich dem Großen bis zu Friedrich Wilhelm dem Vierten, konnte er recht hart und nicht immer gerecht urtheilen. Das lag wesentlich an den Verhältnissen, unter denen er aufgewachsen war. Uns Jungen wurde in der Schule die preussische Geschichte, wenn auch ziemlich dürftig, doch immerhin so gelehrt, daß wir stolz darauf waren, Preußen zu sein. Mit Staunen und nicht ohne eine gewisse Betrübniß merkte ich schon früh, daß mein Vater und auch einzelne Leute seines Umgangskreises dieser unsrer naiven preussischen Begeisterung oft recht kühl gegenüberstanden. Den alten Fritz ließ man als Feldherrn und als Kriegshelden allenfalls gelten. Archenholzens Geschichte des Siebenjährigen Krieges war in meines Vaters Besitz und wurde auch fleißig gelesen. Aber über die Regierung Friedrichs, über seine Polizeiverordnungen, seine Münzpolitik, seine mit dem Alter gewachsene tyrannische Strenge und seine Hofverhältnisse hörte man desto härtere und oft ganz ablehnende Urtheile. Friedrich Wilhelm dem Dritten ließ man für seine Person ein gewisses Maß von Gerechtigkeit widerfahren, aber warm oder gar begeistert sprach man nicht von ihm. Erst als nach seinem Tode sein „letzter Wille“ bekannt wurde, schlug diese kühle Stimmung um, und mein Vater kaufte ein damals viel verbreitetes Kunstblatt, auf dem dieser „letzte Wille“ mit goldnen Lettern abgedruckt war, ließ es einrahmen und hängte es in unsre Wohnstube. Das hinderte aber nicht, daß man die staatlichen Einrichtungen oft sehr herb beurtheilte. Für die Armee, oder wie man sich damals ausdrückte, das Militär hatte man wenig Sympathien, obwohl die Bürger mit ihrer Garnison, zwei Schwadronen des siebenten Kürassierregiments, jezt Seydlitz-Kürassiere, und namentlich auch mit den Offizieren auf gutem, zum Teil sogar freundschaftlichem Fuße standen. An Krieg glaubte man überhaupt nicht mehr. Das ganze Militärwesen galt darum den alten Bürgern, die nicht Soldat gewesen waren, als ein ziemlich überflüssiges, kostspieliges Spielwerk. Mein Vater war ein entschiedener Gegner der Wahl- und Schlachtsteuer, der sogenannten Accise. Er schwärmte und in gewissem Sinne agitierte er auch für direkte Steuern. Auch die Maßschraumsteuer für die Branntweimbrennerei mit ihren in der That sehr lästigen Deklarationen und Kontrollen war ihm ein Dorn im Auge. Über alle diese Dinge habe ich als Kind in meinem Elternhause oft disputieren hören, und nicht immer war ich überzeugt, daß die kritischen und unzufriedenen Stimmen Recht hätten. Am wenigsten Verständnis hatte ich für die kühle, zuweilen eisige Haltung, die mein Vater unsrer vielleicht unklaren, aber begreiflichen preussischen patriotischen Begeisterung entgegensetzte. Ich hing an meinem Vater mit der innigsten

Liebe und dem größten Respekt, und meine Zweifel über die Berechtigung der von ihm vertretenen politischen Ansichten taten dieser Liebe und diesem Respekt auch keinen Abbruch. Aber zuweilen empfand ich diese Zweifel doch als einen dunkeln Punkt, über den ich mir recht törichte Gedanken machte.

Mein Vater war seit dem Jahre 1819 verheiratet mit Dorothea gebornen Sachse aus dem nahen anhaltischen Städtchen Gernrode. Dieser Ehe waren vier Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne entsprossen. Ich war das dritte Kind und zwei Jahre älter als mein Bruder Gustav. Er ist später nach Brasilien ausgewandert und dort während des Krieges gegen Paraguay in einem Lazarett gestorben.

Während die Ehe meiner Eltern anfänglich sehr glücklich gewesen war, trat im Jahre 1835 ein tiefer Riß zwischen ihnen ein. So tief, daß er zur Trennung der Ehe führte. Meine Mutter zog nach Gernrode, wo ihre Eltern bei einer mit dem Bürgermeister Sobbe verheirateten jüngern Tochter lebten. Ich erinnere mich aus jener Zeit nur, daß wir Kinder trotz der Scheidung öfter für längere Zeit bei der Mutter in Gernrode sein durften. Dort habe ich die Masern überstanden und die ersten Stiefel bekommen, auf die ich stolz war. Ebenso entsinne ich mich daß meine Mutter, eine schöne, stattliche Frau, einmal in Quedlinburg war und mich zu einem Besuche bei Bekannten aus dem väterlichen Hause abholte. Sie starb, als ich noch nicht vier Jahre alt war, plötzlich an den Folgen eines Nervenfiebers. Diese Krankheit hatte sie sich durch ein heftiges Erschrecken über Diebe, die Nachts bei ihr einbrechen wollten, zugezogen. Einen tiefen Eindruck hat aber ihr Tod bei mir nicht hinterlassen. Ich werde davon kaum etwas gewußt und begriffen haben. Wie ich später erfuhr, ist mein Vater vor ihrem Tode zu ihr hinaus nach Gernrode geritten, und es hat auch noch eine volle Versöhnung auf dem Sterbette stattgefunden. Unser jüngster Bruder wurde in Gernrode erzogen, tat aber nicht gut und ist später auf meine und meiner Tante Sobbe Kosten nach Amerika ausgewandert. Dort lebte in Pennsylvanien ein Bruder meiner Mutter, der hier als das enfant terrible der Familie gegolten hatte. Er sollte drüben Quäker und seitdem ein ordentlicher Mann geworden sein. Mein jüngster Bruder aber ist in Amerika vollständig verschollen und später hier gerichtlich für tot erklärt worden.

Die Katastrophe der Ehescheidung hatte meinen Vater bis in das innerste Mark seines Lebens erschüttert. Noch in spätern Jahren sprach er davon, wenn auch selten und immer nur kurz und andeutungsweise, mit tiefer seelischer Erregung als von der furchtbarsten Zeit seines Lebens. Begreiflicherweise hat dieses Ereignis auch über meine Kindheit manchen düstern Schatten geworfen.

Mein Vater hatte keine wissenschaftliche Bildung empfangen. Er hatte die Volksschule und dann bis zu seiner Konfirmation das Gymnasium besucht, war aber nicht über die Tertia hinausgekommen. Dann hatte ihn sein Vater in das Geschäft genommen und ihn schon früh mit selbständigen, geschäftlichen Aufträgen betraut. Deren resolute und glückliche Erledigung erwähnte er gern und nicht ohne Genugthuung. Als er zur westfälischen Zeit Soldat werden sollte, wurde für ihn ein Stellvertreter gekauft. Dieser wurde zur Armee nach Spanien geschickt und ist dort vor Barcelona gefallen. Als es sich später im Jahre 1813 um die Abschüttlung der französischen Fremdherrschaft handelte, trat mein Vater als Freiwilliger bei den Thaddenschen Jägern ein, equipierte sich selbst und wurde auch in dem benachbarten Blankenburg ausgereizt. Er ist aber — ich weiß nicht aus welchen Gründen — nicht mit ausgerückt und hat darum an den Befreiungskriegen aktiv nicht teilgenommen. Das hinderte aber nicht, daß an den Sonntagsnachmittagen, wenn seine Freunde und Altersgenossen ihn besuchten, die Einzelheiten der von diesen mitgemachten Gefechte und erlittenen Strapazen bei uns sehr eingehend erzählt wurden. Einer von ihnen hatte bei Vigny im Vorbeimarschieren Blücher unter seinem Pferde liegen und kostig mit blankem Säbel über ihn wachen sehen.

Wie oft habe ich den berühmten Gewaltmarsch von Vigny nach Quatrebras, die Ankunft des Blücher'schen Korps bei Bellealliance, den Angriff der französischen Garden und die schließliche Flucht Napoleons von Augenzeugen in höchst lebendiger Darstellung schildern hören! Man kann sich vorstellen, mit welchem Vergnügen und welcher Begeisterung wir Jungen diesen Erzählungen atemlos lauschten.

Mein Vater war für die zur Zeit seiner Geschäftsübernahme einfachen gewerblichen Verhältnisse ein praktischer und ruhiger Geschäftsmann. Was ihm aber abging, war die kaufmännische Schulung. Er hat diesen Mangel in spätern Jahren oft bitter beklagt. Er war ungemein wissensdurstig und las viel, sodaß er als gebildeter Mann gelten konnte und galt. Auch schrieb er gewandt und gern. Aber seine geschäftliche Buchführung war, obwohl er die Geschäftsvorkommnisse sorgfältig in seine gewissenhaft geführten Bücher eintrug, nicht übersichtlich genug, und seine wiederholten Versuche, dies zu bessern, hatten auf die Dauer keinen Erfolg. Das Betriebskapital, der Umsatz und die Einnahmen aus seinem Grundvermögen, namentlich die Pachten und die Zinsen, waren nicht immer streng gesondert. Das erschwerte natürlich einen sichern Überblick über seine geschäftliche Lage. Solange die Konjunkturen günstig blieben, trug das wenig aus. In spätern Jahren aber mußte er doch allmählich wahrnehmen, daß das Geschäft zurückging und sein Vermögen sich verminderte. Seine gesamte Geschäftslage mit Klarheit und Sicherheit zu kalkulieren, gelang ihm nur unvollständig. Das bedrückte ihn, und in der Mitte der fünfziger Jahre entschloß er sich, das Geschäft zu verpachten und als Rentner zu leben. Bei seiner einfachen Lebenshaltung reichte sein väterliches Erbe dazu aus. Solange er aber sein Geschäft betrieb, war er unermüdlich fleißig und rührig. Er war ein Frühaufsteher und tat seine Pflicht ohne jede Rücksicht auf persönliches Behagen. Gegen uns Kinder war er gütig und liebevoll, in seinen Anforderungen aber streng. Unarten ließ er nicht durchgehen, und Zärtlichkeiten waren in unserm Hause nicht Mode.

Die einfache, schlichte Art meines Vaters, sein sicherer Takt, seine Selbstständigkeit und Selbstzucht, seine ernste Pflichttreue, seine durch und durch gesunde, bürgerlich einfache Lebenshaltung, seine jederzeit hilfsbereite Menschenfreundlichkeit verschafften ihm nicht nur bei uns Kindern und in unserm Hause, sondern in weiten Kreisen großes Vertrauen, Ansehen und Respekt. Er war wiederholt Stadtverordneter, und für viele Leute war er in aller Stille Vertrauensmann und autoritativer Ratgeber. Er war durchaus bescheiden und für sich anspruchslos, aber niemals furchtsam, nie unsicher in seinem Auftreten, dabei durch und durch wahrhaftig und Höhergestellten gegenüber ganz unbefangen und von einem edeln Freimut. Er hielt auf Anstand und gute Sitte auch in äußern Dingen. Bei aller Sicherheit seines Auftretens ist er mir immer als ein wahrhaft vornehmer Mann erschienen. Meine spätern Lebensführungen haben mich vielfach mit den höhern Gesellschaftsschichten in Verbindung gebracht. Dabei ist es mir oft zum Bewußtsein gekommen, welche guten, sichern, gesellschaftlichen Formen mein Vater aus seiner innerlich vornehmen Gesinnung gewonnen hatte. Er hatte die wahre, rein menschliche Herzensbildung, und diese deckt sich mit echter Vornehmheit. Ohne diese Bildung des Herzens sind alle vornehmen Mäßen doch nur Tünche und Scheinwesen. Wo aber diese Herzensbildung die tiefste Triebfeder des persönlichen Handelns und Auftretens ist, da sind auch gute äußere Formen und Manieren ihr natürlicher Ausfluß. Nur da, wo es so steht, vollenden diese das wohlthuende Bild einer harmonischen, geschlossenen Persönlichkeit.

Mein Vater hatte nach der Trennung von meiner Mutter eine schon in reifern Jahren stehende Tochter seiner jüngern Schwester, der schon erwähnten Tante Ahlemann, zur Führung der Wirtschaft in sein Haus genommen. Er selbst war durch den lebhaften geschäftlichen Verkehr stark in Anspruch genommen und konnte sich um uns Kinder tagsüber nicht viel kümmern. Unserer Cousine Hannchen Ahlemann fiel somit bis zu einem gewissen Grade auch die Pflege und Erziehung der

Kinder zu. Sie mag es auch recht gut mit uns gemeint haben. Die Mutter aber ersetzte sie uns in keiner Weise. Sie war schon damals eine wunderliche, religiös überspannte alte Jungfer. Sie gefiel sich in allerhand Seltsamkeiten und Pedanterien, die natürlich auch uns Kindern nicht entgingen. Sie hatte farbige Karten mit biblischen und andern Sinnsprüchen angeschafft. Jeden Sonnabend Abend bekamen wir von ihr je nach unserm Betragen eine rote, grüne oder weiße Karte, die wir dem Vater vorzeigen mußten. Diese Einrichtung der farbigen Karten, die den Kindern am Wochenschluß gleichsam als Quittung über ihr sittliches Verhalten gegeben wurden, war damals auch in den Volksschulen eingeführt. Es sollte auf den Ehrgeiz der Kinder wirken. Diese mußten die Karte zu Hause den Eltern vorlegen und sie am Montag in der Schule zurückgeben. Bewährt hat sich diese Einrichtung nicht. Die weißen Karten — sie waren die niedrigste Sorte — wurden wenig oder gar nicht beachtet. Die grünen und die roten aber wirkten mehr auf die falsche Eitelkeit der Kinder, als daß sie ein gesunder Antrieb zu Fleiß und Wohlverhalten gewesen wären. Bei den ärmern Kindern bestand überdies ein Mißtrauen, als ob bei der Verteilung der Karten die Kinder der angesehenern und besser gestellten Eltern begünstigt werden möchten. Die ganze Einrichtung wurde auch in der Schule bald wieder abgeschafft. Ich entsinne mich nur, daß ich noch in der untersten Schulkasse solche Karten bekommen habe. Sie waren ein falsches und unpraktisches pädagogisches Experiment. Am allerverkehrtesten aber war die Übertragung dieses Experiments auf das häusliche Leben. Unsere Cousine Hannchen Ahlemann hat jedenfalls bei uns damit keine besondern Geschäfte gemacht. Ihre ganze wunderliche Persönlichkeit hatte für uns einen leichten Stich ins Komische und hinderte den für eine gesunde Erziehung unentbehrlichen Respekt. Die Ärmste hat später im Irrenhause geendet.

Uns Kindern aber fehlte die Mutter.

(Fortsetzung folgt)



Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeschichte von Julius R. Haarkhaus

(Fortsetzung)

9



ie in Koblenz zurückgebliebenen Emigranten — Frauen, Greise und Priester — waren mit den Nachrichten, die sie von der Armee erhielten, keineswegs zufrieden. Ihrer Überzeugung nach war die Marschrouten ganz unzweckmäßig gewählt worden; das Vorrücken der Streitmacht ging viel zu langsam von statten, und die strategischen Operationen ließen deutlich erkennen, daß der Herzog von Braunschweig den Respekt, den man seinem Feldherrngehabe gezollt hatte, durchaus nicht verdiente. Hätten die Verbündeten nicht besser daran getan, den Oberbefehl einem der französischen Offiziere anzuvertrauen? Und wenn man den Marschall von Broglie wirklich für zu alt hielt, waren nicht noch Generale wie Miran, la Rosière, Sanson und Martagne da, deren jeder im kleinen Finger mehr Begabung hatte als dieser deutsche Herzog, der doch nichts weiter war, als der herzlich unbedeutende Neffe eines berühmten Rheims?

Und als dann endlich Siegesbotschaften anlangten, als Longwy genommen worden war, und Verdun kapituliert hatte, da zeigten sich die alten Aristokraten wiederum unzufrieden. Sie gönnten im Grunde ihres Herzens den Preußen die